



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Vorbildung unsrer Kolonialbeamten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Seehandels*), der viel bedeutender ist, als der Frankreichs und Rußlands zusammengenommen, und dessen wachsender Reichtum die Quelle des britischen Neides, der britischen Feindschaft gegen uns bildet. Frankreich und Rußland scheuen keine Mittel und Anstrengungen, um ihre Marinen auszubauen. Aber gegenüber den mächtigen englischen Rüstungen sind ihre Flotten zusammengenommen schon beträchtlich zurückgeblieben.

Wollen wir unsre westlichen und östlichen Nachbarn, unsre natürlichen Verbündeten in der gegen England gerichteten Weltpolitik und damit uns selbst nicht im Stiche lassen, so müssen auch wir so schnell als möglich und in größerem Umfange unsre Flotte verstärken, oder wir werden uns darein fügen müssen, daß England sein Ziel erreicht: die Seeherrschaft und die Weltbeherrschung mit all den verhängnisvollen Folgen, die sich daraus für die Zukunft Deutschlands und der Millionen von Deutschen im Auslande ergeben.



Die Vorbildung unsrer Kolonialbeamten



als deutsche Reich als solches ist ein alter, gefestigter Kulturstaat, dessen Bürger mit ruhigem Behagen den verworrenen Entwicklungsgängen unfertiger Staatengebilde zusehen können; als Kolonialmacht aber hat es alle Kinderkrankheiten zu überwinden, die den Anfänger auf dem heikeln Gebiete überseeischer und gar tropischer Besiedlung bedrohen. Das ist um so niederdrückender, als wir ursprünglich mit großem Siegesbewußtsein an die schwierige Aufgabe herangetreten sind, anscheinend vollkommen klar über die Fehler der ältern Kolonialvölker, außerdem mit der Bescheinigung dieser andern Völker in der Tasche, daß sich der Deutsche überall in ihren Gebieten als vorzüglicher Kolonisator erwiesen habe, endlich mit dem sichern Gefühle, daß wir es an Bildung und Menschlichkeit mit allen Bewohnern Europas aufnehmen könnten. Und nun folgt ein Mißgriff und ein widerwärtiger Skandal auf den andern. Während wir die Engländer und Holländer noch zu übertreffen hofften, sehen wir uns auf einmal in einer Reihe mit den Franzosen, deren mangelhafte Begabung für Kolonisation uns früher ein überlegnes Lächeln abnötigte, und dieselbe verständnislose Bürokratie, die alle französischen Bestrebungen verdorben und vereitelt hat, scheint auch der Fluch der deutschen Besitzungen werden zu sollen.

*) Sein Wert belief sich im Jahre 1893 schon im Verkehr mit Amerika, Asien und Australien, also abgesehen von Afrika, auf 1822 Millionen Mark und ist seitdem noch bedeutend gewachsen.

Ist die Bürokratie als solche wirklich so schlimm? Es ist kaum anzunehmen, daß die herkömmliche Schulung den deutschen Beamtenstand so verknöchere, daß er nun zu allen Leistungen unfähig würde, die einigermaßen vom alten Schlendrian abweichen; die berühmte „Schneidigkeit“ ferner, die aus dem Institut der Reserveoffiziere den größten Teil ihrer Nahrung saugt, ist andern Völkern gegenüber eine gefährliche, aber unter Umständen auch recht nützliche Eigenschaft. Daß sich beide Eigentümlichkeiten dennoch so vielfach verhängnisvoll erwiesen haben, liegt an dem Fehlen eines dritten, ganz unerläßlichen Umstands: unsern Kolonialbeamten mangelt im allgemeinen gänzlich das Interesse und damit auch das Verständnis für ihre neuen Schutzbefohlenen. Außer mehr oder weniger unabgeklärten romantischen Vorstellungen über den neuen Wirkungskreis, einigen praktischen Ratschlägen und etwas Sprachkenntnis dürften die meisten unsrer Beamten nichts weiter mitbringen als die Erfahrungen einer kurzen Beamtenlaufbahn, die sich unter ganz andern Verhältnissen abgespielt hat, als die sind, mit denen sie sich nunmehr abzufinden haben. Der Versuch, die gewohnten Geschäftsformen in der alten Weise anzuwenden, führt natürlich zu wunderlichen Ergebnissen, und die Beobachtung, daß der in bestimmten engbegrenzten Formen erzogene Mensch völlig die Zügel der Selbstbeherrschung verliert, wenn er einmal aus seiner alten Bahn geschleudert ist, bestätigt sich auch hier. Der Kolonialbeamte aber soll vor allem ein echter, ganzer Mensch sein, nicht das Teilchen einer Maschine, das unbrauchbar wird, sobald es aus seiner Stelle in dem wohlgefügtten Räderwerke herausgenommen ist; er soll verstehen, was um ihn her lebt und vorgeht, und aus diesem Verständnis heraus soll er handeln und richten.

Das volle, praktische Verständnis wird allerdings nur an Ort und Stelle und nach längerer Zeit zu erreichen sein; aber vorbereiten und erleichtern können wir es dem zukünftigen Kolonialbeamten schon in Deutschland, und daß dies so wenig oder gar nicht geschieht, ist ein schwerer Mangel. Wir haben nicht entfernt die Mittel der Vorbildung, die z. B. dem holländischen Aspiranten einer Kolonialanstellung nicht nur zur Verfügung stehen, sondern mit denen er sich thatsächlich befreunden muß, wenn er überhaupt auf Anstellung rechnen will. Es wäre falsch, den holländischen Lehrplan mit seinem ungeheuern Prüfungsstoff einfach zu übernehmen und auf dieser Grundlage eine „Kolonialschule“ zu errichten; es ist vielleicht richtiger, wenige Fächer gründlich zu behandeln und eine Anzahl andrer der Auswahl des Lernenden zu überlassen, als eine Fülle von Bildungsstoff in kurzer Zeit zuzuführen, die nun einmal nicht wahrhaft zu bewältigen ist. Doch ist der Grundgedanke des holländischen Verfahrens sehr richtig: der Kolonialbeamte soll nicht nur eine politische Aufgabe erfüllen, sondern auch eine wissenschaftliche. Er steht als Pionier in einer fremdartigen Welt, die er besser kennen zu lernen vermag, als irgendein anderer, er ist gewissermaßen das Auge, durch das sein

Volk und sein Staat die Verhältnisse der Kolonien beobachtet, und dieses Auge thut nicht seine Pflicht, wenn es sich schließt oder nur starr nach einer Richtung blickt; aber um verständnisvoll umherschauen zu können, muß es zuvor sehen gelernt haben.

Das alte Vorurteil, daß Wissenschaft und praktisches Leben einander fremd sein müßten, ist längst zerfallen. Welchen ungeheuern Wert die deutsche Wissenschaft für unser Volk und unsre Weltstellung hat, ist offenkundig. Aber die unmittelbar daraus folgende Wahrheit, daß jede Unterstützung der wissenschaftlichen Thätigkeit mittelbar dem ganzen Volke zu gute kommt, findet nur allzu häufig noch taube Ohren. Wenn irgendwo, so sollte in der Kolonialpolitik diese Erkenntnis durchdringen, denn hier sind auch die unmittelbarsten Vorteile von der wissenschaftlichen Mitarbeit zu erwarten. Trotzdem scheint es noch mancher harten Erfahrung zu bedürfen, ehe man dem Beispiele des kleinen Hollands folgt und den Kolonialbeamten eine ausreichende wissenschaftliche Vorbildung für ihren Beruf mit auf den Weg giebt.

Das Bedürfnis selbst ist so dringend und so begründet, daß es unbedingt mit der Zeit seine Befriedigung finden wird; eine Bildungsstätte für Kolonialbeamte wird in irgend einer Form geschaffen werden. Man wird darauf bedacht sein, den Beamten einerseits eine rein praktische, andererseits eine wissenschaftliche Vorbildung zu geben, ohne daß übrigens diese beiden Lehrstoffe völlig zu trennen wären. Von den praktischen Lehrfächern soll an dieser Stelle abgesehen werden; die wissenschaftliche Vorbildung dürfte dagegen am richtigsten wohl in der Weise erfolgen, daß eine gemeinsame Grundlage für alle Beamten vorgeschrieben wird, während zwischen einer Anzahl anderer Fächer die Wahl freisteht. Das Ganze würde demnach mehr den Charakter einer Hochschule als etwa den eines Gymnasiums tragen, was ja auch dem Alter und der Bildungsstufe der Schüler vollkommen entspräche, und so wären denn auch die Lehrkräfte vorwiegend aus akademischen Kreisen zu wählen. Diese Fragen würden sich bei einigem guten Willen sehr leicht lösen lassen; dagegen liegt die Möglichkeit sehr nahe, daß bei der Auswahl der Lehrfächer verhängnisvolle Mißgriffe geschehen.

Es ist unbestreitbar, daß naturwissenschaftliche Kenntnisse nicht nur für den Kolonialbeamten selbst von großem Nutzen sind, sondern daß sie ihn auch befähigen, in seinem Wirkungskreise der Wissenschaft als solcher unschätzbare Dienste zu leisten. Die Vertreter der Naturwissenschaften haben es glücklicherweise auch verstanden, die große Bedeutung ihrer Fächer im Laufe der Zeit in ein so helles Licht zu setzen, daß kaum jemand versuchen dürfte, gegen ihre Berücksichtigung Einspruch zu erheben. Eine andre Wissenschaft aber, die an erste Stelle gehören müßte, hat noch immer nicht entfernt die Anerkennung gefunden, die ihr gebührt, und die sie gerade in diesem Falle fordern muß: die Völkerkunde.

Frägt man einen Gebildeten, welche wissenschaftliche Fächer er an einer Kolonialschule für die wichtigsten halten würde, so kann man darauf rechnen, daß er zuerst Botanik, Geologie, Zoologie, Meteorologie nennen wird, die Völkerkunde aber, wenn überhaupt, erst nach einigem Besinnen an letzter Stelle. Eine verhängnisvolle Reihenfolge! Wenn irgend eine Wissenschaft, so hat die Völkerkunde das Recht, an erster Stelle Berücksichtigung zu verlangen, und zwar sowohl aus wissenschaftlichen Gründen wie aus rein praktischen.

Die Völkerkunde ist gerade gegenwärtig in einer seltsamen Lage. Der Größe ihrer Aufgabe und der dringenden Eile gegenüber, mit der viele ihrer Arbeiten vor dem gänzlichen Verschwinden des ethnologischen Materials erledigt werden müssen, bilden die ihr zur Verfügung stehenden Mittel einen geradezu kläglichen Gegensatz. Es ist eine bewundernswerte Leistung des deutschen Idealismus, daß trotzdem auch in diesem Fache die deutsche Wissenschaft die Führung zu übernehmen beginnt und selbst den überreich bevorzugten Amerikanern den Rang abläuft. Noch hat sich kein deutscher Staat gemüßigt gefunden, einen Lehrstuhl für Völkerkunde zu errichten, und während minder dringende Ansprüche stets auf Fürsprecher rechnen können und leicht befriedigt werden, läßt man eine Wissenschaft verkümmern, die allein imstande wäre, einer ganzen Reihe stoßender Fächer frisches Blut und Leben einzuflößen. Die Gefahr liegt ungemein nahe, daß auch bei Gründung einer Kolonialschule die Völkerkunde wieder die Rolle des Aschenbrödelns spielt. Auf diese Weise aber würde unendlich viel verloren gehen. Die Völkerkunde ist vor allem auf das Studium der Naturvölker angewiesen, diese aber sind in unaufhaltbarem Rückgang und verlieren mit unheimlicher Schnelligkeit ihre Eigenart. Das Kolonialwesen trägt dazu mächtig bei, und es ist wirklich nicht zu viel verlangt, wenn man angesichts dieser Verhältnisse fordert, daß sich wenigstens der Kolonialbeamte an dem Rettungswerke beteiligen und von seiner Regierung zu dieser Aufgabe fähig gemacht werden soll. Bis jetzt überläßt man das alles dem Zufall oder spricht wohl den Wunsch aus, daß der Beamte auch die ethnologischen Verhältnisse beobachten soll, giebt ihm aber nicht die Möglichkeit, dies mit wirklichem Erfolge zu thun. Statt dessen müßte er sich über die hauptsächlichsten wissenschaftlichen Fragen klar sein. Wer nicht ethnologisch gebildet ist, dem erscheint vieles als Spielerei, nicht des Erzählens wert, was in Wirklichkeit die höchste Bedeutung hat, und andererseits ist er geneigt, mit behaglicher Breite über Dinge zu berichten, die mit wenigen Worten genügend charakterisiert wären oder, weil er ihren Sinn verkehrt aufgefaßt hat, ganz unverständlich bleiben. Der Kolonialbeamte müßte mit Verständnis dahin wirken, daß die alten Sitten und Bräuche, die zum Teil durch seine eigne Anwesenheit und sein Beispiel vernichtet werden, nicht ganz und gar zu Grunde gehen, sondern wenigstens aufgezeichnet werden und somit der Wissenschaft erhalten bleiben. Schon in diesem Sinne hat die Völkerkunde allen andern Fächern voranzustehen. Durch

die europäische Besiedlung werden Pflanzen und Tiere nicht entfernt in dem Maße ausgerottet oder umgebildet wie die Völker; die geologischen Verhältnisse können auch nach Jahrzehnten und Jahrhunderten noch mit demselben Erfolge studirt werden wie heutzutage, und auch das Klima wird sich nicht allzu rasch ändern. Nur die Stämme der Eingebornen sterben dahin oder verlieren unwiederbringlich die eigentümliche Kultur, die sie sich im Laufe der Jahrtausende erworben haben.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß bisher von den Kolonialbeamten nichts für die Völkerkunde geschehen wäre. Man darf es als eine der schönsten Bethätigungen selbständigen deutschen Forscherdrangs bezeichnen, daß schon jetzt durch ihre Vermittlung ein reiches ethnologisches Material zugänglich gemacht worden ist. Aber wie ganz anders wären die Ergebnisse, wenn ein Plan in die Sache käme, und jeder Hinausziehende sich von vornherein über die Aufgaben klar wäre, die ihn erwarten und vielleicht von ihm allein gelöst werden können!

Natürlich wird es nicht an nüchternen Gemüthern fehlen, denen diese Forderungen der Wissenschaft nebensächlich und gleichgiltig erscheinen, die es allenfalls verstehen, daß man dem Kolonialbeamten einige hausbackne praktische Kenntnisse mitgibt, die aber für die übrigen Wünsche nur ein ironisches Nachsüßen haben. Nun, gerade die Vorgänge der letzten Zeit lehren uns, wie ungeheuer praktisch völkerkundliches Verständnis für den Beamten ist, der über Naturvölker zu urteilen und zu richten hat! Nur auf eine Seite der Völkerkunde mag hier hingewiesen sein. Dem Durchschnittsjuristen ist es in der Regel so gut wie unbekannt, daß es eine ethnologische Jurisprudenz giebt, die sich als eigner Wissenszweig bereits zu herrlicher Blüte entfaltet hat; es gehört im allgemeinen immer noch zum guten Ton, diese ganze Entwicklung zu ignoriren oder vornehm über sie abzusprechen. In Europa mag das noch eine ganze Weile durchführbar sein, der Jurist aber, der über Naturvölker zu Gericht sitzen soll, handelt einfach unverantwortlich, wenn er sich nicht mit den Hilfsmitteln vertraut macht, die ihm die völkerkundliche Forschung bietet. Mit plumper Hand greift er in Verhältnisse ein, die ihm fremd und unverständlich sind, unterwirft seinem ungeschulten Urtheil die Ergebnisse einer uralten, in ihrer Art eigentümlichen und ehrwürdigen Entwicklung, verletzt Gefühle, für deren Dasein und Daseinsberechtigung er keinen Sinn hat, und erstaunt dann, wenn Krieg und Empörung die Folge seiner anscheinend so „gerechten“ Verurtheilung sind. Er kann der tüchtigste, vom besten Willen beseelte Mensch sein und wird doch unter Umständen unsägliches Unheil stiften.

Die Rechtspflege wird natürlich nicht allein von einer ethnologischen Vorbildung der Beamten Vorteil ziehen; auch im übrigen wird diese Bildung das Verhalten gegenüber den Eingebornen beeinflussen. Wer schon einigermaßen mit dem Wesen der Naturvölker vertraut ist, bleibt vor jenem bedenklichen

Schwanken in der Behandlung seiner Untergebenen bewahrt, das so oft verhängnisvoll geworden ist und manchen Erfolg der ältern Kolonialvölker wieder vernichtet hat. Eine einheitliche Vorschule der Kolonialbeamten ermöglicht es, ihnen von Anfang an gewisse Grundsätze anzuerziehen, die jedem einzelnen zuletzt in Fleisch und Blut übergehen und die Stetigkeit der Verwaltung sichern, während sonst der verschiedene Charakter der Beamten und die wechselnden Erfahrungen, die sie zu machen haben, diese Stetigkeit mit Notwendigkeit hemmen und zerstören. Das Schwanken in Urteil und Behandlung findet dabei in der Regel nach zwei entgegengesetzten Richtungen statt: einerseits finden sich Anhänger der brutalen, verständnislosen Gewalt, andrerseits Vertreter einer weichen Sentimentalität.

Von brutalen Beamten kennt die deutsche Kolonialgeschichte leider nun auch einige traurige Beispiele. Man kann allerlei zu ihrer Entschuldigung anführen und hat auf den „Tropenkoller,“ die Gefahren und Leiden des tropischen Dienstes und vieles andre hingewiesen. Was man aber an erster Stelle hätte anführen sollen, den gänzlichen Mangel an wirklicher Vorbildung, das ist in der Regel vergessen worden, und doch liegt die Grundursache der schlimmen Vorkommnisse auf diesem Gebiete. Und nicht nur darin würde sich der Nutzen einer Vorschule zeigen, daß es durch sie den Beamten erleichtert würde, sich in ihre neue Thätigkeit hineinzufinden, sondern es ließen sich während der Vorbildung auch recht wohl die Leute erkennen und aussondern, die ihr Charakter für den schwierigen Posten eines höhern Kolonialbeamten untauglich macht. Auf diese Art wäre ein Mittel gegeben, die ärgsten und beschämendsten Vorkommnisse zu verhüten. Wer aber mit Erfolg diese Vorschule durchlaufen hätte, den würde schon die ihm anerzogene Gewohnheit, auf das Wesen und Treiben seiner dunkelfarbigen Brüder verständnisvoll zu achten, vor sinnlosen Grausamkeiten bewahren.

Aber auch die andre, oft noch verhängnisvollere Richtung, die sentimentale Auffassung, würde durch das Studium der Völkerkunde größtenteils unmöglich gemacht werden. Die Sucht, im Neger den vollkommen gleichstehenden Menschen zu sehen und ihn demgemäß wie einen europäischen Ehrenmann zu behandeln, hat in manchen englischen und französischen Kolonien zu grotesken, noch öfter aber zu wahrhaft traurigen Ergebnissen geführt; der Europäer ist durch sie gedemütigt und zurückgesetzt, der Eingeborne gründlich verdorben worden. Über die anglisirten „Hosennigger“ von Sierra Leone und andern westafrikanischen Besitzungen Englands herrscht nur eine Stimme, daß es nämlich die nichtsnutzigsten und aufgeblasensten Geschöpfe auf Gottes Erdboden sind; und was hier die englische Bigotterie erzielt, das gelingt anderwärts französischen Bürokraten, die zum Teil ihre Gerechtigkeit so weit treiben, einen Weißen auf mehrere Wochen einzusperrern, weil er einen schwarzen Spitzbuben auf frischer That ertappt und mit einigen Ohrfeigen abgestraft hat.

Der Dieb geht natürlich frei aus, weil eine Menge Gefindel seine Unschuld beschwört. Von derartigen sentimentalen Beamten sind die deutschen Kolonien bisher noch einigermaßen verschont geblieben, aber sie werden schon auch noch kommen, wenn nicht endlich an eine planmäßige Vorbildung gedacht wird.

Es versteht sich wohl von selbst, daß in einer Kolonialschule das Studium der Völkerkunde in erster Reihe stehen müßte: allgemeine Völkerkunde, Rechtskunde der Naturvölker und allgemeine Soziologie, ferner Ethnographie der deutschen Kolonien hätten als unerläßliche Lehrfächer zu gelten. Daneben müßte es jedem frei stehen, unter den verschiedenen zur Auswahl stehenden Wissenschaften auch die Völkerkunde als besondres Fach zu wählen und sich mit den Methoden anthropologischer und ethnologischer Forschung, dem Anlegen von Sammlungen, dem Anfertigen wissenschaftlich brauchbarer Photographien und Abgüsse vertraut zu machen. Auf diese Weise könnten alle, die für ethnologische Fragen Interesse haben, aufs beste vorbereitet die Heimat verlassen und der Wissenschaft große Dienste leisten.

Beiläufig mag darauf hingewiesen sein, daß die Hilfe eines Völkerkundigen auch bei mancher Leistung der höhern Diplomatie sehr ratsam gewesen wäre. Jeden Ethnologen muß ein Grausen erfassen, wenn er die wunderbaren schnurgeraden Grenzlinien betrachtet, die jetzt die Karte Afrikas durchschneiden, gleichviel, ob z. B. die Hauptstadt eines Gebiets in die eine Interessensphäre, der größte Teil des dazu gehörigen Landes in die andre fällt, oder ob ein engverbundnes Volk willkürlich halb der einen, halb der andern wetteifernden Macht zugeteilt wird. Diese Unbesonnenheiten bilden ein ganzes Brutnest zukünftiger Verwicklungen, und sie wären sicher vermieden worden, wenn man nicht nur mit Bleistift und Lineal, sondern vor allem mit den Hilfsmitteln der Völkerkunde gearbeitet hätte.

Ob diese Anregungen so bald etwas fruchten werden, wer weiß es? Zeit wäre es, sich ernstlich mit solchen Fragen zu befassen, ehe neue und immer neue Widerwärtigkeiten dazu zwingen. Durch Befehle und Verordnungen rottet man die bestehenden übeln Verhältnisse nicht aus, sondern nur durch vernünftige Erziehung, für die es wahrhaftig weder an Kräften noch an Mitteln fehlt. Deutschlands Überlegenheit über die andern Kulturvölker liegt in der Macht seiner Wissenschaft und seiner gründlichen Bildung; warum verschmäht man es, diese Überlegenheit gerade da geltend zu machen, wo sie von den größten und wohlthätigsten Folgen sein könnte?

